

# Gießener Allgemeine vom 02. Dezember 2016



Holger Claes eröffnete die Fachtagung.

Rund 100 Interessierte waren in das Kleinlindener Bürgerhaus gekommen.

Foto: Nemeth

## Unterstützung kommt oft zu spät

**FACHTAG** Diakonie Gießen: Abschluss des Demenzprojektes „Entlassung in die Lücke“ / Vorträge und Erfahrungsbericht

**GIESSEN** (chn). Die Menschen in Deutschland werden immer älter und damit einhergehend, so sagt es die Statistik, auch immer anfälliger für Demenzerkrankungen. Etwa 1,6 Millionen Deutsche – davon rund 70 Prozent Frauen – waren hiervon laut der Deutschen Alzheimer Gesellschaft alleine 2014 betroffen. Jährlich treten rund 300 000 Neuerkrankungen auf, wobei es bei den unter 65-Jährigen lediglich 6 000 sein dürften. Infolge des demografischen Wandels steigt die Zahl der Neuerkrankungen.

Die Diagnose, die zu etwa zwei Dritteln durch die Alzheimer-Krankheit zum Ausdruck kommt, läutet für Betroffene einen meist schwierigen und unaufhaltsamen Lebensabschnitt ein, denn die Erkrankung ist nicht heilbar. Der charakteristische Abbau von Hirnleistungen – bedingt durch das langsame Absterben von Hirngewebe – gilt als irreversibel. Doch betroffen sind nicht nur die Erkrankten, sondern auch die Angehörigen. Insbesondere diejenigen, die ihre Eltern oder Verwandten pflegen.

Beiden Perspektiven widmete sich am Mittwoch eine Fachtagung des Diakonischen Werks Gießen im Kleinlindener Bürgerhaus. Das Motto der Ver-

anstaltung, bei der Dagmar Jung (Diakonie Hessen) die Moderation übernahm, lautete „Neue Konzepte häuslicher Unterstützung für Menschen mit Demenz und ihre Familien“. Dabei wurde auch das Modellprojekt „Entlassung in die Lücke“ vorgestellt, das in den vergangenen Jahren neue, alternative und netzwerkbildende Wege für Demenzerkrankte und ihre Angehörige im Gießener Landkreis gesucht hat. „Wie und wo finden Angehörige eigentlich ein offenes Ohr für ihre Nöte?“ „Welche Alltagsunterstützung im unmittelbaren Wohnumfeld brauchen Haushalte mit pflegebedürftigen Menschen?“ „Welche neuen Konzepte zeigen Wirkung, damit Angehörige auch Menschen mit Demenz so lange wie möglich zu Hause versorgen können?“ „Welche Möglichkeiten der Netzwerkbildung lassen sich zur Unterstützung vor Ort finden?“ Diese und weitere Fragen standen in Kleinlinden im Mittelpunkt.

Mehrere Vorträge widmeten sich diesen Themen, am Rednerpult standen Experten aus Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und dem Spitzenver-

band der Krankenkassen, die erfolgreiche Praxiskonzepte skizzierten. Professor Reimer Gronemyer (JLU) sowie Fachkräfte aus der Region stellten einen regionalen Bezug her und standen zum Abschluss bei einer Podiumsdiskussion zur Verfügung.

Eröffnet wurde die Tagung, bei der rund 100 Personen zugegen waren, von Holger Claes, dem Leiter der Gießener Diakonie, ehe Landrätin Anita Schneider zu Wort kam. Diese fragte mit Blick auf die nachfolgenden Reden: „Wie kann es gelingen Menschen einzubinden und ein Leben in Würde zu bieten?“ Demenz sei kein leichtes Feld, vielmehr gerate die Krankheit erst in den Blick, „wenn man selbst betroffen ist“. Die Diagnose stelle Angehörige unter anderem vor die Frage, wie Beruf und Pflege zu vereinbaren seien. Problematisch sei auch, dass sich viele Angehörige oftmals erst spät Unterstützung suchen würden. „Man bleibt oft hinterm Berg, geht nicht sofort nach außen“, meinte Schneider, die einen offenen Umgang mit Demenz bevorzugt, und fügte an: „Am Ende des Tages kön-

» Für mich ist das eine Krankheit, wie wenn ich mir ein MRT-Bild anschau. «

Sybille Quandt

nen wir alle davon betroffen sein!“ Als Betroffene stand auch Sybille Quandt aus Krofdorf/Gleiberg auf der Bühne. Ehe Christiane Eifert vom GKV-Spitzenverband den ersten längeren Vortrag hielt, berichtete die Angestellte der Gießener Uni-Klinik, wo sie passenderweise für die Koordination von Beruf, Familie und Gesundheit zuständig ist, von ihrem Alltag mit einer an Demenz erkrankten Mutter. „Für mich ist das eine Krankheit, wie wenn ich mir die MRT-Bilder anschau. Und auch für meine Mutter ist es so leichter, das hinzunehmen“, erläuterte Quandt, deren Mutter bei entsprechender Unterstützung beispielsweise noch viel Freude beim Besuch von Tanz- oder Kulturveranstaltungen habe. „Aber ich könnte sie natürlich auch immer ins gleiche Stück schicken.“

Quandt machte deutlich, dass die Gedanken eines Angehörigen den ganzen Tag über bei ihren erkrankten Verwandten verweilen würden, für Spontanität im Alltag kaum Raum vorhanden sei. Indes erfahren die Quandts vor Ort viel Unterstützung, wobei es nicht immer leicht sei, an diese zu gelangen. Das Gesundheitssystem und die staatlichen Hilfen seien oft undurchsichtig und noch zu stark bürokratisiert.